
RÜCKBLICK AUF EINE ILLUSION
(ODER: DIE BLAMAGEN
DER GEISTESGRÖSSEN)

Rezension von: François Furet,
Das Ende der Illusion,
Piper Verlag, München 1996.
724 Seiten, S 650,-, DM 88,-

François Furets Buch (französischer Originaltitel: „Le passé d'une illusion – essai sur l'idée communiste au XX^e siècle“) ist von den französischen Medien zu Anfang 1995 enthusiastisch gefeiert worden. „Le Monde“ sprach sogar von einem Meisterwerk. Das über 700 Seiten starke Werk des international bekannten Historikers – er ist Spezialist für die Geschichte der französischen Revolution und lehrt heute an der Universität Chicago – wird auch im Klappentext der französischen Ausgabe als „erste große Synthese über den Kommunismus im 20. Jahrhundert“ gefeiert. Die nun im Piper-Verlag erschienene deutsche Übersetzung und zahlreiche Rezensionen in deutschen Medien bezeugen das große Interesse.

Ob dieser rasche Ruhm des gewichtigen Buches andauern wird, ist schwer abzuschätzen. Furet, der 1948–1956 selbst Kommunist war, bekennt, in einem Werk der „Interpretation den Vorrang vor der Dokumentation geben“ und nur die ihm „nützlichsten“ Werke zitiert zu haben. Das Buch ist auch in starkem Maße „franzozentrisch“. Aspekte wie die Tradition der „ganzheitlichen“ Bejahung der französischen Revolution (bis hin zum jakobinischen Terror) durch weite Kreise des französischen republikanischen Bürgertums, die ein ähnliches Verständnis für die Ereignisse in Rußland 1917 nahelegten, sind sicher in anderen Ländern über einen kleinen Kreis theoretisch inter-

essierter Intellektueller hinaus unbeachtlich.

Dazu ist Furets Buch selbst für Frankreich relativ eingeschränkt: es könnte über weite Strecken den Titel: „Die französischen Intellektuellen und die Sowjetunion“ tragen. Die Hoffnungen und Illusionen der nordfranzösischen Bergleute oder der Arbeiter bei Renault, die diese zeitweilig mit dem Kommunismus verbanden, werden ebensowenig tieferer Betrachtung unterzogen wie etwa die späte Ausstrahlung des marxistisch-leninistischen Gedankengebäudes auf die postkolonialen Länder der Dritten Welt – vermittelt durch die Sozialisationswirkung europäischer Eliteuniversitäten auf eine schmale Schicht politischer und militärischer Aktivisten. Ungeachtet dieser Summe nicht unbeträchtlicher Einschränkungen ist Furets monumentaler Anstrengung höchster Respekt zu zollen.

Schon im ersten Kapitel, der „revolutionären Leidenschaft“ gewidmet, insistiert der Historiker auf der Verwandtschaft der beiden großen antiliberalen und antidemokratischen Zeitströmungen, die sich aus der Katastrophe des Ersten Weltkrieges ergaben, und nimmt damit das – noch vielfach „allergische“ Reaktionen hervorriefende – Totalitarismusthema auf. Dabei konstatiert er als „das stärkste geheime Bindeglied zwischen Bolschewismus und Faschismus“ die Existenz des „gemeinsamen Feindes“ der (bürgerlichen) Demokratie, deren „Agonie“ beide wunschbildhaft proklamierten und deren „Täuschungen“ beide so gerne entlarvten. (S. 40)

Ein längeres Kapitel über den ersten Weltkrieg ist reich an Abschweifungen, etwa zum Thema – „wie kriegslüstern ist der Kapitalismus?“

Benjamin Constand und Arthur Comte sahen wie viele Repräsentanten des 19. Jahrhunderts in den Tendenzen zur Wohlstandsmehrung und zur Industrie die kriegerischen Neigungen geschwächt, während Lenin bekannt-

lich in seiner Imperialismustheorie der Suche nach Monopolgewinnen als Weltkriegstreiber prominenten Raum gab – eine Theorie, die nach Furet „schlecht gealtert“ sei. Wir begegnen den Philosophen Alain und Halevy im Ersten Weltkrieg, Ernst Jünger, den „Sixtus-Briefen“ – und der Formel „Frieden ohne Annexion und Entschädigung“, die immerhin im (ohnmächtigen) deutschen Reichstag am 19. Juli 1917 eine Mehrheit von 212 gegen 126 Stimmen finden konnte.

Erheblich konziser ist Furets Behandlung der Beziehung zwischen französischer und russischer Revolution. Die Apologeten der letzteren zeigten natürlich eine besondere Vorliebe für deren „jakobinische“ Phase mit ihrem ausgeprägten Massenterror und ihrem extremen Voluntarismus: der „Erfindung des Menschen durch sich selbst“. (S. 88)

In welchem Maße diese Sicht auch im intellektuellen Bürgertum Frankreichs auf positiven Widerhall stieß, illustriert Furet unter anderem anhand der großen „Hearings“ der französischen Liga für Menschenrechte über die Lage in Rußland zwischen 28. November 1918 und 15. März 1919 und der hier mit angetretenen verfeindeten Revolutionshistoriker Aulard und Mathiez. Ohne ihren französischen Bezugspunkt hätte die Oktoberrevolution viel mehr von ihrer Fremdartigkeit bewahrt, meint der Historiker (S. 106). Interessant ist, daß Furet hier und auch sonst bei der – eigentlich geschichtsverfälschenden – bolschewistischen Terminologie von der „Oktoberrevolution“ bleibt (nur an einer einzigen Stelle spricht er – auf S. 37 – von einem „PUTSCH einer kleinen kommunistischen Sekte im zurückgebliebensten Land Europas, der nur durch die allgemeine Kriegsmüdigkeit und die Wut der geschlagenen Völker tatsächlich zu einem mit 1789 vergleichbaren Modellereignis geworden“ wäre – die „Illusion, die Lenin sich über seine eigene Aktion

gemacht“ habe, sei so „zu einer von Millionen Menschen geworden“).

Furets Prägung durch das „fortschrittliche“ Lager zeigt sich im übrigen auch in der Nonchalance, in der er den Überlegungen der Konservativen und „bürgerlichen Liberalen“ (auch aus Rußland selbst) über die Katastrophe des neuen Regimes den Rücken zuwendet: Eine Sinaida Hippius, die in ihrem 1920 erstpublizierten „Petersburger Tagebuch“ die Realität des Totalitarismus beschreibt (und um eine britische Intervention betet), kommt bei Furet ebensowenig vor wie andere „reaktionäre“, aber illusionslose Betrachter. Nur Bertrand Russells „Theory and Practice of Bolshevism“ (London 1921), eine empirische Bestandsaufnahme der tristen russischen Realität und der Paradoxie, daß ein „als Tyrannei in Rußland verabscheutes Regime außerhalb dieses Landes als Befreiung erhofft“ werde, wird rezipiert – wohl, weil Russell trotz allem damals an das nahe Ende des Kapitalismus glaubte.

Dafür bezieht sich Furet natürlich auf Rosa Luxemburgs frühe Kritik aus 1904 an den zu autoritären, zu zentralistischen Konzeptionen Lenins, der Blanqui näher stehe als Marx und das Proletariat einer Oligarchie von Intellektuellen zu unterwerfen tendiere (S. 119).

Die zweite Säule von Furets Auseinandersetzung mit dem „universellen Charme“ des roten Oktober sind die zwei großen Artikel Karl Kautskys aus 1918 und 1919, in denen dieser, wie die Luxemburg, es den Bolschewiken nicht zubilligt, für eine ganze Klasse zu sprechen. Kautsky schließt darüber hinaus aber aus der Zurückgebliebenheit der russischen Verhältnisse und aus dem Voluntarismus der Führung, daß dieser Weg in die absolute Despotie nur mit einem dem Ende der Jakobinerherrschaft ähnlichen fatalen Zusammenbruch enden könne (Karl Kautsky: „Die Diktatur des Proletariats“, Wien 1918, und „Terrorismus

und Kommunismus“, 1919). Diese Kautskyanische Position erscheint natürlich auch von der damals in bürgerlichen Kreisen weit verbreiteten Erwartung, der „Spuk des Bolschewismus“ werde sich nur kurz halten können, beeinflusst. Kautskys marxistisch-deterministisches Argument von Rußlands ökonomischer Unterentwicklung fand übrigens ihr Echo in Leon Blums berühmter Rede auf dem Kongreß von Tours, auf dem die französische SFIO zerbrach: Verzweifelt versuchte Blum damals, den Führungsanspruch des russischen Revolutionsmodells unter Hinblick auf die Zurückgebliebenheit des Landes zurückzuweisen – aber die Rußlandromantik, die bei vielen französischen Sozialisten damals eine „in der Ferne wiedergefundene revolutionäre Hoffnung“ widerspiegelte, ähnlich wie sie später die Kuba- und Nicaragua-Begeisterung für kleinere Gruppen reflektieren sollten, war offenbar allzu dominierend.

Auffällig bleibt dabei, daß Furet die substantiellen Auseinandersetzungen des Austromarxismus mit der russischen Revolution, vor allem die exemplarische und schwankende Position Otto Bauers mit ihrer Tendenz zur langfristigen Hoffnung auch bei luzider Einsicht in den aktuellen Schrecken nur ganz am Rande wahrnimmt. (Bauer wird nur auf S. 212 kurz aus der Sekundärliteratur zitiert).

Furets Technik, ausführlich über einzelne, oft wie zufällig herausgegriffene Persönlichkeiten und Werke zu reflektieren, finden wir auch im Kapitel über die „Gläubigen und Enttäuschten“ wieder. Hier ist es vor allem das dokumentarisch wichtige Rußlandtagebuch des jungen katholischen Idealisten Pierre Pascal, der sich 1916–1927 in Rußland aufhielt und das 1975, 1977 und 1982 in vier Bänden in Paris erschienen ist. Der Absolvent der Eliteschule Ecole Normale Supérieure von 1910 begeisterte sich als Anhänger

der französischen Militärmission in Petersburg für den Bolschewismus, schloß sich dem Regime an und zog nach Moskau, erkannte aber früh die brutalen Machtkämpfe und alles durchsetzenden Lügenformeln des Sowjetkommunismus, ohne freilich zunächst als „Renegat“ nach Frankreich zurückkehren zu wollen. („Was soll er mit seinem Haß auf den Bürger, wenn er dessen Haltung gegenüber dem Kommunismus teilt?“ vermerkt Furet mit feiner Ironie. S. 151)

Furets zweiter Kronzeuge ist Boris Souvarine, ein mit zwei Jahren nach Paris gekommener Sohn russisch-jüdischer Einwanderer. Der junge Mann ist zunächst einer der eifrigsten Bannerträger der bolschewistischen Machtergreifung in der französischen Linken und der Internationalen. Souvarine wird aber 1924 am 13. Kongreß der KPdSU als „Rechtsabweichler“, „Neo-Menschewik“ und Sozialdemokrat angegriffen – sein Fall und sein Ausschluß aus der Partei sind Teil des Kampfes der „Troika“ Kamenev – Sinowjew – Stalin gegen die Anhänger Trotzki, dem damals ähnliches vorgeworfen wurde.

Souvarine, in den Worten des Untertitels der ihm gewidmeten Biographie von Jean Louis Pannée, „der erste Enttäuschte des Kommunismus“ („Boris Souvarine – Le premier desenchanté du Communisme“, Paris 1993), entwickelt sich zu einem der ersten „Sowjetologen“. Aus einem Organ eines „non-konformistischen Kommunisten“ wird das von ihm herausgegebene „Bulletin“ immer mehr zur analytischen Tribüne. Souvarine, der es verweigert, sich zum Trotzkiisten stempeln zu lassen, mutiert schließlich mit seinem großen Buch über Stalin zum nahezu „akademischen“ Betrachter der sowjetischen Entwicklung, deren leidenschaftliche Bejahung seine Jugend geprägt hat.

Als Gegenmodell dieser Distanzierungs- und Enttäuschungsphänomene referiert Furet – ein wenig oberfläch-

lich – den Lebensweg von Georg Lukacs, der trotz aller Schwierigkeiten doch stets der Partei treu ergeben blieb und noch an der Schwelle des Todes (in einem Interview für die „New Left Review“, Juli/August 1971) betont hat: „das schlimmste der kommunistischen Regimes ist besser als das beste der kapitalistischen Regimes“...

Den zentralen Teil von Furets Buch bilden die der Konfrontation von Kommunismus und Faschismus gewidmeten Kapitel. Furet bemüht sich zunächst nachzuweisen, daß das Totalitarismuskonzept keine „spätere Erfindung der Vertreter des Kalten Krieges“ war, die die Sowjetunion durch den Vergleich mit dem entmenschten Nazi-System entehren sollte (S. 213). Schon Karl Kautsky habe in seinen Texten aus den dreißiger Jahren (z. B. „Marxism and Bolshevism – Democracy and Dictatorship“, in Shaplen-Shub: „Socialism, Fascism, Communism“, New York 1934) ohne Komplexe stalinistischen Kommunismus und Nationalsozialismus verglichen. Besonderes Augenmerk als frühem Totalitarismuskonzepter schenkt Furet Waldemar Gurian („Bolschewismus als Weltgefahr“, Luzern 1935), einem katholischen Philosophen jüdischer Herkunft, der später an der Universität Notre Dame, Indiana, lehrte und offenkundig Hannah Arendt beeinflusste. Auch in Thomas Manns Tagebüchern ist der Vergleich Bolschewismus – Nationalsozialismus häufig zu finden, zum Beispiel am 7. September 1933 oder am 1. Oktober 1933, wo Mann die reglosen Wachtposten der SA vor der Feldherrnhalle als Kopien der statuenhaften Wachen vor dem Lenin-Mausoleum bezeichnet und vermerkt, man imitiere hier, ebenso wie in Sachen Film, ungeniert den sogenannten „Todfeind“.

Eine Gestalt wie Ernst Niekisch, der auch nach seiner Wendung zum „Rechten“ Stalin als „Fanatiker der Staatsraison“ bejubelte und sich nach

seiner Rußlandreise 1932 vom industriellen Aufbauwillen des Fünfjahresplanes begeistert zeigte, macht die Querverbindungen auch auf der „nationalbolschewistischen“ Seite deutlich.

Den Höhepunkt seiner internationalen Verankerung in den Milieus der Intellektuellen verdankt der – längst zum Stalinismus gewordene – Bolschewismus natürlich seiner Rolle als „antifaschistisches Bollwerk“ gegen Hitler zwischen 1933 und 1939, die ab 1941 wieder aufgenommen wurde, als hätte es die Periode der Allianz der Totalitarismen bei der Teilung Osteuropas nie gegeben.

Unter dem Gesichtspunkt der – in Frankreich zeitweilig ja sehr erfolgreichen – Volksfrontstrategie wird Furets Buch hier wieder recht frankozentrisch, bezieht aber auch den spanischen Bürgerkrieg relativ ausführlich ein. Dieser war nicht nur waffentechnisch (vor allem für die Achsenmächte) Probegalopp für den Zweiten Weltkrieg – er half Stalin auch politisch, die Technik der Etablierung eines volksdemokratischen Marionettenregimes zu erproben. (S. 329) Wieder verweist Furet auf das Modellbeispiel der französischen Revolution. So verfaßte 1937 der kommunistische Historiker Jean Bruhat ein Buch über die „Züchtigung der Spione und Verräter in der französischen Revolution“ („Le Chatiment des espions et des traîtres sous la Revolution française“), dessen Bejahung des Jakobinerterrors in die kühne Schlußfolgerung einer expliziten Rechtfertigung der Moskauer Prozesse mündete: „Glaubt man, daß die faschistischen Mächte für den ersten Arbeiter- und Bauernstaat nicht einen ebenso tiefen Haß aufbringen, wie es einst jener der Feudalstaaten gegen die französische Revolution war?“ Was bei Jacob L. Talmon später – ins Negative gewendet – zur Diskreditierung der französischen Revolution als Urbild des modernen Totalitarismus werden sollte, erscheint hier also als

positives Vorbild „harten Durchgreifens“ in einer Welt von Feinden . . .

Im Zusammenhang mit dem Höhepunkt der Periode der antifaschistischen Solidarität rollt Furet die typischen, von Propagandagetrommel begleiteten Auslandsreisen führender westlicher Intellektueller nach Moskau auf, ebenso wie die Bildung von elitären KP-Sympathisanten-Gruppen in Spitzenuniversitäten wie Cambridge. Die Stellungnahme der französischen „Liga für Menschenrechte“ zum ersten Moskauer Schauprozeß ist dabei ein besonders düsteres Kapitel: Der Bericht ihrer Untersuchungskommission, präsentiert am 18. Oktober 1936. Die Anwältin Rosenmark erwähnt etwa nur en passant in der Einleitung die „Unterschiede“ zum französischen Strafrecht (Zivilisten, die durch ein Militärtribunal beurteilt werden, Abwesenheit von Verteidigern und Zeugen, die verbalen Exzesse des Anklägers Vychinski). Die Tatsache, daß alle 16 Angeklagten gestanden haben, wird sogar in mehr als nasser Weise zum Indiz für die Berechtigung des Urteils gemacht: „Es widerspräche allen Fakten der Geschichte der Strafjustiz, wenn man davon ausginge, daß 16 Unschuldige durch Folter oder angedrohte Folter ausnahmslos zu einem Geständnis gezwungen werden könnten“. (S. 383)

Auch in diesem Bericht wiederum der Hinweis auf die französische Revolution, die als „Block“ zu sehen wäre, und nach der man einem „Volk nicht das Recht verbieten dürfe, gegen die Handlanger des Bürgerkrieges und die Verschwörer mit Beziehungen zum Ausland vorzugehen“.

Erstaunlicherweise widmet Furet der schmerzhaften Periode des Hitler-Stalin-Paktes nur relativ geringen Raum. Dabei wurde gerade die KPF damals tief getroffen: Mitten in einer „nationalen Welle“, im Zusammenhang mit der Kriegserklärung, die zunächst auch die französischen kommunistischen Massen und viele ihrer

Repräsentanten ergriff, mußte sie in eine Linie der Ablehnung des „imperialistischen Krieges“ umschwenken und wurde unter schmachvollen Begleitumständen verboten. Furet sieht hierin zu Recht eine Art umgedrehten August 1914: „Damals hatte die sozialistische Partei ihre pazifistischen Verpflichtungen verleugnet, um sie der Regierung des kriegführenden Frankreich anzuschließen. Im September 1939 verleugnete die KPF ihr patriotisches Handeln, um vom kriegführenden Frankreich geächtet zu werden“. (S. 418)

Die Schlußkapitel von Furets Buch sind dem Krieg, dem Stalinismus als „höchstes Stadium des Kommunismus“ und dem Kommunismus des Kalten Krieges gewidmet, wobei Furet wieder sehr stark auf die Totalitarismus-Kontroverse Bezug nimmt und hervorhebt, daß die führenden Totalitarismusforscher keineswegs etwa dem McCarthyismus nahegestanden wären. (S. 540)

Chruschtschows großer Geheimrede auf dem 20. Parteitag 1956 und den durch sie ausgelösten Verunsicherungen im gesamten kommunistischen Lager ist das Kapitel „Der Beginn vom Ende“ gewidmet, dem Furet noch einen „Epilog“ folgen läßt.

Letztlich läßt François Furets Monumentalwerk zu einer Art Metareflexion ein. *Warum* ist es tatsächlich so, daß der Intellektuelle im 20. Jahrhundert, wie Furet meint, „nicht nur den Geist seiner Zeit zu teilen pflegt, sondern ihm voll anheimfällt, ohne ihn wenigstens marginal zu differenzieren“? Woher kommt die Unterwerfung so vieler großer Geister gegenüber den Strategen der Parteien und speziell der extremen demokratiefeindlichen, in denen sie „wie alle anderen auch manipuliert (werden)“? (S. 16)

François Furets Buch legt drei Antworten nahe: Lust an der Provokation, Eitelkeit und die Identifikation mit den Machtstrategen sowie die Überschätzung der eigenen Rolle als

„Kämpfer“, die beide zu taktischen Selbstbindungen gegenüber dem rückhaltlosen Aussprechen und Einfordern der (subjektiv wahrgenommenen) Wahrheit führen.

Die Lust an der Provokation, die Rolle als „enfant terrible“ der bürgerlichen Gesellschaft, ist am besten zu illustrieren durch den blendenden Meister der Paradoxien, Bernard Shaw. Das Liebling der Londoner Gesellschaft gab sich stets als geschworener Gegner des britischen Parlamentarismus. Mussolini und selbst Hitler erschienen dem Nietzsche-Bewunderer mit Neigung zum „Übermenschen“ zuweilen als Repräsentanten einer „effizienten Regierung im Dienste der Nation“. (S. 205) Und Stalin, der Trotzki's Präntionen der Weltrevolution abgelegt hat und den Aufbau des Sozialismus in einem Land angegangen ist, erscheint Shaw ebenfalls vor allem als handfester Tatmensch. „Stalin ist ein guter Fabier“ erklärt Shaw 1931, der im Juli dieses Jahres mit großem Pomp die Sowjetunion bereist und den Diktator getroffen hat.

Herbert George Wells, der von Stalin ebenfalls „um den Finger gewickelt wurde“, und die hochbetagten Sidney und Beatrice Webb, die 1935 das berühmt-berüchtigte Buch „Soviet Communism a New Civilization“ publizierten, sind Beispiele von Gutgläubigkeit und leicht täuschbarer Eitelkeit (1).

André Gide dagegen, der im Juli 1936 mit dem für literarische Prominentenbesuche üblichen Pomp die Sowjetunion bereist (300.000 Postkarten mit seinem Porträt wurden gedruckt), ließ sich nicht täuschen – „er war aufgebrochen, eine revolutionäre Gesellschaft zu finden und er fand allerorts Sklaven, die Stalin anbeten mußten“.

George Orwell, den Furet als einen der seltenen engagierten Intellektuellen dieses Jahrhunderts bezeichnet, die „fähig sind zu sehen und die die Wirklichkeit der Abstraktion vorzie-

hen“ (S. 335), schrieb nach seiner Rückkehr aus Spanien: „eine große Anzahl von Leuten hat mir mehr oder weniger offen nahegelegt, nicht die Wahrheit über das zu erzählen, was in Spanien vorgeht, und auch nicht, welche Rolle die KP dabei spielt, weil dadurch in der Öffentlichkeit angeblich Vorurteile gegenüber der spanischen Regierung entstehen könnten, was letztlich nur Franco helfen würde.“ (S. 336)

Eine ähnlich elitäre und machiavelistische Logik wie die von Orwell kritisierte findet sich in Sartres eigentümlicher Würdigung von Chruschtschows „Geheimrede“ und ihrer Auswirkungen auf den Ostblock. Jean-Paul Sartre vermerkt (laut l'Express vom 9. November 1956): „Man mußte wissen, was man wollte, wie weit man gehen, wie weit man Reformen zulassen wollte, ohne sie jedoch sogleich hinauszuposaunen, sondern lediglich schrittweise umzusetzen.“ (S. 707)

Von diesem Standpunkt aus war der gravierendste Fehler wahrscheinlich der Chruschtschow-Bericht, „denn meiner Meinung nach ist die öffentliche und feierliche Verurteilung, die detaillierte Aufdeckung der Verbrechen einer ‚heiligen‘ Persönlichkeit, die so lange das Regime repräsentiert hat, eine Verrücktheit – sofern eine solche Offenheit nicht durch eine vorherige und beträchtliche Verbesserung des Lebensniveaus der Bevölkerung ermöglicht wurde . . . Aber das Resultat war, daß die Massen eine Wahrheit aufgedeckt erhielten, für deren Aufnahme sie nicht vorbereitet waren. Wenn man sieht, wie bei uns in Frankreich der Bericht die kommunistischen Intellektuellen und Arbeiter erschüttert hat, wird man sich klar darüber, wie wenig zum Beispiel die Ungarn vorbereitet waren, diesen schrecklichen Bericht an Verbrechen und Fehlern aufzunehmen, der ohne Erklärung, ohne historische Analyse, ohne Vorsicht gegeben wurde.“

Die Stellungnahme Sartres entbehrt natürlich nicht einer gewissen „Logik der Macht“ (es ist die Logik der „Hardliner“ à la Honecker, die nicht ohne Berechtigung den „Reformern“ stets vorgeworfen haben, das Regime zu schwächen).

Zugleich aber verleugnet diese – unbedankte – taktische Finesse genau jene Aufgabe des Intellektuellen, die im 20. Jahrhundert so notwendig gewesen wäre und die nur so wenige ausgeübt haben: die rücksichtslose Konfrontation der Wahrheit in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit und Komplexität. Noch jene, die in der traurigen Farce der Affäre Waldheim nur den Opportunismus und die „Vergeßlichkeit“ eines Karrieristen dämonisiert haben und sich dabei von der dümmlischen Intrige auf Bezirkspolitiker-niveau, die ihn attackierte, nicht distanzieren wollten und konnten, sind in diese „Falle taktischen Denkens“ gegangen – ebenso wie diejenigen, die lange Zeit dazu tendierten, die Berechtigung bestimmter Kritikpunkte Jörg Haiders zu leugnen, weil man doch dieser Seite „nicht in die Hände spielen darf“.

Als André Gide 1936 von seiner Rußlandreise zurückkehrte, erschüttert und mit dem Vergleich Stalin – Hitler auf den Lippen, fehlte es nicht an Leuten, die ihm den „guten Rat“ gaben, sein Buch „Retour de l'URSS“ nicht zu

veröffentlichen. Er hat es dennoch getan, einen „Skandalbestseller“ mit fast 150.000 Auflage produziert – und eine massive Kampagne gegen sich bewirkt, in der natürlich der Vorwurf, „das demokratische Lager zu spalten“, nicht fehlen durfte.

Blickt man – mit François Furet und über ihn hinaus – zurück auf die Geschichte dieses Jahrhunderts der großen politischen Erlösungsutopien, so wird einem klar, wie selten Männer wie Orwell und Gide darin waren, die ihren eigenen, von der Verwirrung der Zeit abgehobenen Standpunkt fanden.

Das ist eine der trübsten Feststellungen, die sich bei der Lektüre dieses Monumentalwerks aufdrängen.

Robert Schediwy

Erschienen als Besprechung der französischen Ausgabe im „Archiv“. Jahrbuch für Geschichte der Arbeiterbewegung 1995.

Anmerkung

- (1) Vgl.: Stalin–Wells Talk. The Verbatim Record and a discussion by G. Bernard Shaw, H. G. Wells, J. M. Keynes, Ernst Toller, in: *The New Statesman and Nation* (December 1934) (Furet S. 184). Die erste Auflage des Webb'schen Werkes formulierte ihren Titel noch als Frage – dieses Fragezeichen fiel ab der 2. Auflage weg.